Nr. 317. XXXIV. Jahrgang — Abend-Ausgabe. — Sonnabend, 24. Juni 1905

Berliner Tageblatt

und Handels-Zeitung.

Zu den sächsischen Landtagswahlen.

(Von unserem Korrespondenten.)

Aus Sachsen, 23. Juni.

Eine agrarische Politik, wie man sie heute in Deutschland als Gipfel aller Staatsweisheit betreibt, wird sich niemals mit der gesunden Weiterentwickelung eines vorwiegend industriellen Landes vereinbaren lassen. Sie drückt den Einzelnen wie ganze Erwerbszweige nieder und ist, in ihren Folgen weit ausgreifend, selbst für das Kleinhandwerk eines der schwersten Uebel. Das ist in den letzten Jahren während des heißen Kampfes um die Handelsverträge alles tausendmal auch in Sachsen gesagt, aber bei uns hat man in zünftlerisch-konservativ-agrarischen Mittelstandskreisen das lange nicht begreifen wollen. Den meisten Menschen treibt erst die wirtschaftliche Not politische Logik an, und wenn sie auch nicht immer beten lehrt, so lehrt sie doch die wirklichen Freunde erkennen.

Das trifft heute für das sächsische Kleinbürgertum zu. Dieses war lange Jahre nach Abwirtschaftung des Antisemitismus gedankenloser Mitläufer der Agrarkonservativen, die ihm mit Eifer und Geschick immer wieder vorpredigten, daß es keinen besseren Anwalt seiner Interessen haben könne als die Herren vom „Bunde der Landwirte", die Rittergutsbesitzer, Offiziere in Pension und ihren Anhang. Der Eifer ist nicht erlahmt, aber der Erfolg läßt erheblich nach.

Man begreift, daß die so fleißig angepriesene Mittelstandspolitik unserer Agrarkonservativen im wesentlichen in schönen Worten und tauben Nüssen besteht. Die reellen Werte unserer Wirtschaftspolitik haben die Agrarier in Gestalt hoher Fleisch- und Getreidezölle eingesteckt, und der kleine Geschäftsmann, Handwerker und Beamte, dem man so unendliches Wohlwollen in Wort und Druckerschwärze entgegenbringt, muß die Zeche der großen Herren mit bezahlen. Das empfindet man heute in Sachsen endlich und denkt deshalb über Mittelstandspolitik nach der alten Schablone ebenso kühl wie über die sie bisher vertretende und bei uns im Regiment sitzende Partei. Es ist bezeichnend, daß nach einem konservativen Klagelied selbst auf das sonst als „unerschütterliches Bollwerk" gegen den politischen Radikalismus angesehenen königlichen Militärvereine kein Verlaß mehr ist und aus Großindustrie und Handwerk gegen die agrarische Herrschaft in Sachsen ein Ton angeschlagen wird, wie er bei uns aus bürgerlichen Kreisen seit Jahrzehnten nicht gehört ist. Man spürt eben bereits überall mehr oder weniger stark die Folgen dieses agrarischen Einflusses in seinem wirtschaftlichen Wohlbefinden und gibt sich jetzt endlich, wenn auch in der Hauptsache zu spät, Mühe, über das, was dem eigenen Interesse frommt, nachzudenken. Da werden denn jetzt selbst solche Fabrikanten mobil, die im Kampf um die Handelsverträge in Sachsen auf — es ist unglaublich, aber Tatsache — agrarischer Seite standen, die Fleischer wettern mit doppelter Lungenkraft gegen die Viehsperre, die Wirte beschließen als Folge der agrarischen Politik auf der vor einigen Tagen in Zittau abgehaltenen Jahresversammlung ihres Verbandes eine Erhöhung der Speisenpreise, das ganze sächsische Handwerk ist in Uebereinstimmung mit der Industrie Gegner der agrarischen Gemeindesteuerpolitik. Kein wirtschaftlich gibt es zwischen den Agrarkonservativen in Sachsen und der gesamten übrigen Bevölkerung nur Trennendes, aber nichts Einendes. Die alte Redensart: „Hat der Bauer Geld, hat's die ganze Welt" wird zwar bei uns immer noch als Vorspann für agrarische Interessen gebraucht, aber auch sie zieht nicht mehr, wie sie ja überhaupt stets unwahr gewesen ist, wie jeder weiß, der die Geschichte der deutschen Bauern kennt.

In dieser Zeit der vollendeten Unzulänglichkeit und Einseitigkeit der herrschenden konservativen Partei, der allgemeinen Unzufriedenheit und Lockerung alter politischer Verbindungen ist der Boden einer Erstarkung des entschiedenen Liberalismus günstig. Breite Bevölkerungsschichten sehnen sich heute geradezu nach einer Partei, die im Landtage wirklich liberale Politik mit Nachdruck vertritt. Unter dem heutigen Dreiklassenwahlrecht ist eine derartige Partei jedoch nur möglich, wenn auch die Großindustrie entschlossen mit den Konservativen bricht, wenn der Nationalliberalismus seine Lauheit und Unentschlossenheit aufgibt, die ihn bei uns seit einer Reihe von Jahren zum Spiel der Konservativen machte, und wenn die freisinnige Partei fortfährt, so energisch zu arbeiten, wie sie es in einigen Wahlkreisen begonnen hat. Ihr vor einigen Tagen im Druck erschienener — in Nummer 310 des Berliner Tageblatts mitgeteilter — Wahlaufruf für die im Herbst bevorstehenden Landtagswahlen bringt die Wünsche auch breiter Mittelstandsschichten zum Ausdruck.

Aber es bleibt zu bedauern, daß es nicht gelungen ist, bei den beiden liberalen Parteien des Landes für die nächsten Wahlen allgemein feste Abmachungen zu treffen. Wir fürchten, daß die Agrarkonservativen den Vorteil davon haben. Ihre Stellung ist im Landtage eventuell nur zu erschüttern, wenn der Freisinn mit dem Nationalliberalismus sich über gewisse Programmpunkte einigt, wenn nicht nur immer die Trennungslinien scharf gezogen werden, sondern, in einer politischen Lage, wie wir sie in Sachsen haben, auch die gemeinschaftlichen liberalen Beziehungen den Ausschlag dahin geben, gegen erklärte und rücksichtslose Reaktionäre unter allen Umständen zusammenzustehen. Man soll sich nicht darüber täuschen, daß die Konservativen bei den bevorstehenden Wahlen mehr, als sie es jemals taten, ihre Kraft daran setzen, um sich nicht aus dem Regiment drängen zu lassen. Sie besitzen eine ausgezeichnete Organisation, große Mittel, eine weitverbreitete Presse, die nötige Rücksichtslosigkeit und Verschlagenheit und ein auf ihre Zwecke zugeschnittenes Wahlgesetz.

---

* Der große Lohnkampf in der bayerischen Metallindustrie steht nicht vereinzelt da. Auch sonst ist eine **Streik- und Aussperrungsflut** zu konstatieren. Während im ganzen zweiten Quartal des Vorjahres von Streiks und Aussperrungen nur cirka 38.000 Arbeiter betroffen wurden, beläuft sich augenblicklich, das heißt also nur in einem Teil des entsprechenden Vierteljahrs, die Zahl der an Streiks und Aussperrungen Beteiligten auf weit über 60.000. Die heftigen Konflikte, die sich zur Zeit zwischen Arbeitgebern und Arbeitern abspielen, sind einerseits dadurch verursacht, daß die Arbeiter die günstige Konjunktur zur Verbesserung ihrer Arbeitsbedingungen ausnützen wollen, weiter aber auch dadurch, daß die Organisationen der beiden Parteien einander stärker und geschlossener gegenüberstehen. Wie sich aus der Mehrzahl der Konflikte entnehmen läßt, legen die Arbeiter zur Zeit besonderen Wert auf die Erreichung fester Arbeitsbedingungen. Die Forderung von Tarifvereinbarungen, die auch den Zusammenschluß der Arbeiter in Organisationen verstärkt, führt in zahlreichen Fällen den Konflikt herbei. So hat sich der Streik der Cigarettenarbeiterinnen in Dresden, der anfangs in Lohnforderungen seinen Grund hatte und eine Vereinbarung erwarten ließ, dahin zugespitzt, daß die Arbeitgeber der Cigarettenindustrie Dresdens von ihren organisierten Arbeiterinnen verlangten, daß sie auf ihr Koalitionsrecht verzichten und aus dem Deutschen Tabakarbeiterverband austreten sollen. Die Streikenden, deren Zahl sich auf cirka 176 Arbeiter und 3002 Arbeiterinnen beläuft, sind aber fest entschlossen, ihr Koalitionsrecht mit allen Kräften zu verteidigen. Wieweit das lebhafte Tempo des Geschäftsganges in einem Gewerbe die Streikbewegung begünstigt, das zeigt sich vor allem im Baugewerbe, das in der Saison 1905 eine besonders hohe Zahl der Streikfälle, verglichen mit den Vorjahren, aufweist. Vor allem ist es ein Streik, der die Aufmerksamkeit auf sich lenkt. Während kaum die letzten Folgen des Bergarbeiterstreiks in Rheinland-Westfalen überwunden sind, begannen in Rheinland-Westfalen alsbald wieder neue Kämpfe zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern im Baugewerbe. Die organisierten Bauarbeiter in Dortmund haben bessere Arbeitsbedingungen verlangt. Während nun bie vor einiger Zeit in Berlin entstandenen Streitigkeiten wegen Erneuerung des Tarifvertrages trotz wesentlich erhöhter Forderungen der Arbeiter von den Arbeitgebern durch Entgegenkommen beigelegt wurden, haben die Bauunternehmer in Rheinland-Westfalen die Forderungen abgelehnt und sämtliche Bauarbeiter, etwa 30.000 an der Zahl, ausgesperrt. Von dem Streik sind auch die Bauhilfsgewerbe in Mitleidenschaft gezogen. Es ist dies im laufenden Jahre schon der zweite große Arbeitskonflikt, von dem Rheinland-Westfalen betroffen wird. Der Streik greift auch auf weitere Gebiete über. Die Streikflut in der rheinisch-westfälischen Industrie zeigt sich auch in dem schon seit längerer Zeit währenden Streik im Brauereigewerbe. Die Uneinigkeiten, die zuerst im Kölner Bezirk ausbrachen, sind wiederum in der Hauptsache auf Organisationsstreitigkeiten zurückzuführen. Die Arbeitgeber versuchen noch immer, den gewerkschaftlichen Zusammenschluß der Arbeiterschaft durch Aussperrung der Organisierten zu verhindern. Bei diesem Kampfe sind es vor allem die kleinen Wirte, die unter der Taktik des Brauereirings zu leiden haben. Außer den Metallarbeitern Bayerns sind auch 3000 Mann auf einer Geestemünder Schiffswerft ausgesperrt worden.

* * *

München, 24. Juni. (Privat-Telegramm.) Die beabsichtigte Aussperrung im Baugewerbe ist gestern Abend erfolgt. Ueber die Zahl der aussperrenden Firmen und der ausgesperrten Arbeiter lassen sich ziffernmäßige Angaben noch nicht machen.

---

* Der Reichstagsabgeordnete Dr. **Heim** sendet uns folgende **Berichtigung:**

„In Nr. 309 Ihres Blattes ist behauptet, ich hätte in dem Prozeß der „Allgem. Zeitung" gegen die „Münchener Post" unter Eid ausgesagt, die Sozialdemokratie steht der Revolution heute nicht so nahe wie der Liberalismus.

Eine derartige Aussage habe ich nicht gemacht."

Wir müssen es unserem Münchener Korrespondenten überlassen, sich zu dieser Berichtigung zu äußern.

---

* Ueber **die Schattenseite des bayerischen „Heimatrechtes"** wird uns aus Oldenburg geschrieben: Nach dem bayerischen Reservate des Heimatrechtes hat jeder bayerische Staatsbürger, er mag noch so lange aus dem Heimatsorte entfernt sein, das Recht, im Falle der Hilfsbedürftigkeit dorthin zurückzukehren und die Armenpflege in Anspruch zu nehmen. Ein Bayer erwirbt in den anderen deutschen Bundesstaaten keinen Unterstützungswohnsitz, und ein Nichtbayer keinen solchen in Bayern, außer durch Uebertritt in den betreffenden Staatsverband, während die übrigen Deutschen in den verschiedenen Bundesstaaten schon nach zwei Jahren unterstützungsberechtigt werden. Wird ein Bayer in Oldenburg dauernd hilfsbedürftig, so muß er nach dem Gesetze nach Bayern verwiesen werden. Ein solcher Fall liegt zur Zeit in Bant vor, wo eine ganze Familie die Schattenseite dieses bayerischen Reservatrechtes zu kosten bekommt. Seit 25 Jahren wohnte in der Umgegend von Bant der bayerische Staatsangehörige v. Stransky-Stranka-Greifenfels. Nach einem bewegten Leben — er war Marineavantageur, Matrose beim Lotsenkommando, Werftschreiber, mehrfacher Hausbesitzer, Caféinhaber, Agent — fiel er unlängst mit seiner Familie der öffentlichen Armenpflege zur Last. Um sich eine neue Existenz zu gründen und auch um der zwangsweisen Ueberführung nach Bayern zu entgehen, begab sich v. Stransky nach Holland. Nun hat aber auch seine Frau, obwohl geborene Oldenburgerin, durch die Verheiratung bayerisches Heimatrecht erlangt, ebenso sind die drei Kinder bayerische Staatsangehörige. Infolgedessen mußte die unglückliche Familie nach Bayern abgeschoben werden. Versetzt man sich an die Stelle der armen Frau, so wird man

---

Die Falascha.

Von der deutschen Expedition nach Abessinien.*)

Briefe für das Berliner Tageblatt.

Von (Nachdruck verboten.)

Professor Dr. Rosen.

Inmitten Abessiniens wohnt, von den Christen verachtet und bedrängt, ein kleines jüdisches Volk, die Falascha. Sie selbst halten sich für Nachkommen palästinensischer Einwanderer und stützen sich hierin auf die Stammessagen der Abessinier. Denn diese leiten den Ursprung ihrer alten Dynastie vom König Salomo ab. Als die biblische Königin von Saba von ihrem Besuch bei dem galanten Beherrscher Palästinas zurückkehrte, gebar sie einen Sohn, Menelik I., den ersten Kaiser Abessiniens. Unter dessen Herrschaft sollen dann die palästinensischen Juden eine große Kolonie in Abessinien gegründet haben.

Tatsächlich sind die Abessinier aus Südarabien in das äthiopische Hochland eingewandert. Die Inschriften in Axum (cirka 360 nach Christus) nennen die abessinischen Kaiser zugleich Könige von Saba. Diese arabische Landschaft war freilich von den Abessiniern nur erobert worden, aber daß sie selbst aus Saba stammten, beweisen die sabäischen Inschriften in Jeha nahe Axum. Nun nimmt man an, daß die Falascha Reste der alten Bevölkerung Aethiopiens darstellen, welche durch die abessinische Einwanderung zurückgedrängt wurde.

In Gondar, der imposanten Ruinenstadt, erhielten wir zuerst sichere Kunde von den Falascha. Dieselben hatten hier bis zur Zerstörung der Stadt durch die Mahdisten ein eigenes Quartier, Falascha-Bed, gehabt und wohnen jetzt in einem Dörfchen am Bergeshang der Stadt gegenüber. Dort habe ich sie zweimal besucht.

Zu Füßen des Dorfes breiteten sich terrassierte Aecker, die, verständig und mühselig angelegt, auf eine andere Hand wiesen als die der sorglosen Abessinier. Auch die Töpferei inmitten des Dorfes verriet ein fleißiges Volk; an der fabrikmäßigen Herstellung der bauchigen Krüge und flachen Schüsseln scheinen alle Erwachsenen im Dorfe teilzunehmen. Wohlhabend war nun trotzdem das Völkchen nicht, das uns entgegentrat oder, sagen wir richtiger, vor uns floh. Sie glaubten nicht anders, als daß sie nach Landessitte ausgeplündert werden sollten, und trauten ihren Sinnen nicht, als sie statt dessen Geschenke erhielten, die wir in der Absicht gaben, die gehetzten Menschenkinder zutraulich zu machen. Es bedurfte vielen Zuredens, bis sie uns ihre Häuser betreten ließen, die übrigens in Bauart und dürftiger Ausstattung nicht von den abessinischen abwichen. Hausrat von irgend welchem Interesse besaßen sie nicht; ihre Synagoge war eine Hütte wie alle anderen, ohne ein einziges Kirchengerät; nur war hier der Boden sauber mit frischem Gras bestreut.

Auf die Frage, ob sie hebräische Bücher besäßen, antworteten sie zuerst ausweichend; endlich führten sie uns zu einer abseits stehenden Hütte, in der ein sehr alter, fast blinder Mann wohnte, das Dorfoberhaupt, zugleich der Priester der kleinen Gemeinde. Der Alte, eine durchaus sympathische Erscheinung, zeigte uns in der Tat einen vergilbten Pergamentband, doch war es nur der Psalter in Geezsprache (kirchenäthiopisch). Zu erzählen wußte der Greis nicht viel anderes als von der Rechtlosigkeit seines Volkes und den ewigen Verfolgungen. Unsere Mitteilung, daß es in Europa reiche Glaubensgenossen der Falascha gebe, nahm er mit unglaubigem Erstaunen auf; wir sprachen von der Möglichkeit, diese für die armen Falascha zu interessieren, aber diese Aussicht schien die Leute garnicht sonderlich zu begeistern. Offenbar befürchten sie, die Unterstützung durch die Aufgabe ihrer kulturellen Eigenarten bezahlen zu sollen, wie einst die Abessinier in Gondar die Hilfe der Portugiesen. Und dann: jeder Besitz bedeute für sie nur Sorge, ja Gefahr. Sie zeigten uns einen der mühsam terrassierten Aecker. „Auch den haben die Abessinier uns weggenommen, als er eben unsere Arbeit zu lohnen begann. Und nun bebauen sie ihn nicht einmal."

Es wurden uns der nutzlosen Klagen zu viele. Aber wir sahen am Halse manchen Mannes, der uns als Falascha und Jude bezeichnet wurde, die blaue Schnur „mateb", das Abzeichen der abessinischen Christen; eine Frau trug sogar die Tätowierung der Abessinierinnen, das Abbild der drei Halsbänder und der Schnur, an welcher das Kreuz hängt.

Wir schieden mit dem Eindruck, daß dieses Volk bestimmt ist, sein Martyrium zu Ende zu kosten, in Klagen, ohne Heroismus.

Eine zweite Falascha-Niederlassung fanden wir in Adua. Aber hier wehte ein ganz anderer Wind. Mitten in der Stadt, unfern der von Ras Makonen gegründeten Kirche, von deren Terrasse man das malerische Adua und den Kranz schroffer, bizarrer Felsenberge ringsum bewundert, bewohnen die Falascha ein burgartig umwehrtes Quartier. Während ich noch mit ein paar handfesten Kerlen am inneren Tor über den Einlaß verhandelte, kam ein gutgekleideter und hübscher junger Mann heran und forderte mich im Namen seines Vaters, des Aeltesten der Falascha, zum Eintreten auf.

Er führte mich in einen inneren Hof, in dem es bunt genug aussah. Da waren Ställe für die Maultiere und Rinder, niedrige Hütten für das Gesinde, Vorrats- und Warenkeller; eine große Laube bildete die Küche, hier hantierten Mägde zwischen dickbäuchigen Krügen und offenen Feuerstellen. Ein steinernes Haus links diente offenbar den Frauen zur Wohnung; aus den vergitterten Fenstern lugten neugierige Mädchenköpfe, das kokette Gekicher der Sklavinnen drang aus der Türspalte. Rechts war ein kleineres, aber höher aufgebautes Haus, dessen Fenster nach egyptischer Sitte mit geschnitzten Holzgittern (muscharabieh) versehen waren. dies war das Wohnhaus des Hausherrn, der mich auf der Treppe empfing. Er war ein Mann von etwa 50 Jahren, vollbärtig und von heller Gesichtsfarbe, mehr einem Kopten als einem Abessinier ähnlich. In Benehmen und Kleidung machte er einen wohlhabenden, behäbigen Eindruck.

Ich wurde in das große Gemach und auf einen leidlich bequemen Divan genötigt, alsbald wurde Honigwein und frische Zebumilch in großen Hornbechern serviert. Ich wollte mitterweile die Ursache meines Besuches erklären, doch mein Wirt bestand darauf, daß ich zuvor mit ihm speisen müßte,

*) Vgl. „Berl. Tagebl." Nr. 33, 170, 260 und 294.